

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Text]

[urn:nbn:de:bsz:31-339728](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339728)

bei Senappe geblichenen Herzog Friedrich Wilhelm zu Braunschweig.

- 1) Weil. Carl Ludwig Friedrich, Großherzog, geb. den 8 Juni 1786, gest. den 8 Dez. 1818 zu Rastatt. — Höchstseiner Gemahlin und noch lebende Wittwe: Stephanie Louise Adrienne, Großherzogin, geb. den 28 Aug. 1789, verm. den 7 April 1806. Dame des kaiserl. Bräuliantischen Säkretz-Ordens.

Kinder:

- 1) Louise Amalie Stephanie, geb. den 5 Juni 1811,

verm. am 9 Novbr. 1830 mit dem Prinzen Gustav von Wisa.

- 2) Josephine Friedrike Louise, geb. den 21 Okt. 1813, verm. den 21 Okt. 1834 mit Carl Anton, Erbprinze von Hohenzollern-Sigmaringen, geb. den 7 Sept. 1811.
- 3) Marie Amal. Elisabeth Carol., geb. den 11 Okt. 1817.
- 4) Weil. Wilhelmine Louise, geb. den 10 Sept. 1788, gest. den 26 Jan. 1836, des St. Catharinen-Ordens Dame, vermählt mit Ludwig, Erbgroßherzog zu Hessen, den 19 Juni 1804.

Belehrende und unterhaltende Geschichten.

Grufz des Wanderers.

Mit deutschem Sinne reiche ich euch die Freundschaft. Vieles hat sich zugetragen, seitdem wir das letzte Mal uns gesehen. Ernstes und Lustiges habe ich mit meinen Gottlob offenen Augen beobachtet, Freude und Leid mit meiner gesunden deutschen Kraft getragen, was wohl bei den Meisten von euch auch geschah. — Vorerst muß ich bemerken, daß ich in Konstanz ein anderes Logis genommen und jetzt in der breiten Fischmarktstraße wohne. Da noch keine rechte Ordnung mit dem Fischfang eingeführt ist, so werden diese guten Thiere immer seltener; ich habe mich deshalb nahe an den Markt begeben, um gleich an der Quelle zu sein und an Fasttagen mich leicht trösten zu können.

Von meiner Vaterstadt ist Manches zu berichten. Es sind in letztem Jahre daselbst, besonders während der Abgeordnetenwahl, ganz neue Redner aufgetreten, die nach Anleitung einer unennbaren Zeitung die schwierige Rolle von Volksführern gespielt haben. Sie beendigten indessen ihre Aufgabe so rasch und plötzlich, daß es beinahe unmöglich wurde, ihre Fähigkeiten gehörig zu würdigen. Gute Reden zu halten, ist eine schöne, aber keine leichte Kunst. Uebung ist nothwendig und wer damit Gutes wirken will, muß klar, männlich und wahrheitgemäß sprechen. Wer dem Volke Schwarzes weiß machen will, wer nur heuchelt, der bleibt früher oder später sicher stecken. Auch schießt es sich nicht, daß ein Redner sich selbst rühme, was einem Geschäftsmanne bezeugnete, der einen Toast folgendermaßen anging: „Als biederer Bürger ist es mir wohl auch erlaubt ic.

In Betreff des Brandes, der in Konstanz im Winter 1845 ausgebrochen, muß ich leider

erwähnen, daß die Löschanstalten der Stadt nicht in musterhaftem Zustande waren, seitdem sind aber Verbesserungen getroffen worden. Bei jener Feuersbrunst haben unsere Nachbarn bewiesen, daß die christliche Bruderliebe nicht bloß in ihren Bibeln steht, sondern in ihren Seelen flammt; rasch eilten sie zur Hülfe herbei. Wenn die Menschen, einander liebend und helfend, sich vereinigen, dann kann Großes erreicht, dann können die drohendsten Gefahren überwunden, das größte Elend gemildert werden. An dieser Einigung fehlt es zu sehr, sonst würden wir aus dieser Erde ein Paradies machen. . . Bei Verwirrungen, die bei Feuersbrünsten entstehen, kommt manchmal auch etwas vor, das nach überstandener Gefahr zum Lachen reizt. Denn sonderbar ist es gewiß, wenn einer glauben kann, es werde am hellen Morgen eine Feuersprize gestohlen. Solch ein starker Glaube hat in Konstanz bei jenem Anlasse einen ehemaligen gar eifrigen Gemeindevertreter befallen. — Apropos die Stadtmauern! Diese sollen endlich weggeschafft werden, man hat sich überzeugt, daß weder die Thurgauer noch die Wollmatinger einen Angriff auf die Stadt beabsichtigen; deshalb hat der Gemeinderath darauf angetragen, daß die Sonne, das schöne Tageslicht, fortan frei und ungehemmt in den Zollverein hereinscheinen darf. Man entdeckt gar nichts mehr Schönes und Nützliches an diesen dunkeln Mauern; darum fort mit ihnen. Dann kommt zu sehen, Freunde, wie weit heller und freundlicher es um unsere Stadt geworden ist.

Ich kann nicht unterlassen, nachdem ich Ernstes besprochen, euch einen Spaß aus den Geheimnissen von Konstanz mitzutheilen. Mein leerer Magen hatte mich bewogen, im Wirthshaus „zur silbernen Kerze“ einzufehren. Dies

in eine Kneipe, worin die Verdauungskräfte stark beschäftigt werden und häufig große Nebel entstehen. In den nicht gar silbernen Hallen traf ich eine lustige Gesellschaft. Meinen Freunden ist es, wie mir, beinahe zur Natur geworden, gerne guten Humors zu sein und Abends einen oder mehre Schoppen zu trinken. Wir denken, wer da arbeitet darf auch fröhlich sein; indessen hat Jeder begreiflich sich nach seiner Decke zu strecken und Weib und Kinder zu Hause nicht zu vergessen. Gedachte Gesellschaft war eben beschäftigt, eine Gans auszuwürfeln. Welche Freude für einen gewissen Herrn K., der das schöne fette Thier gewonnen hatte! Wer aber mit Schalken zusammensitzt, mag sich in Acht nehmen. Der glückliche Herr K. wird von Einem gebeten, auf ein paar Minuten mit ihm auf die Seite zu gehen, was gewährt wird. Unterdessen fliegt die Gans durch das Fenster auf die Gasse, wo sie von einigen Mithelfern aufgehoben und versorgt wird. Bergeltich war alles Fragen und Suchen des Herrn K., als er mit seinem Gewinne fort wollte. Schmerz, Trauer und Verzweiflung lagen auf seinem Gesichte; doch waren die Liebe später so großmüthig, ihn zum gemeinschaftlichen Verzehren der Gans einzuladen, was seinen Schmerz einigermaßen zu lindern vermochte.

Mit schlichten Bürgern und Landleuten habe ich mich jederzeit gern unterhalten, bei ihnen trifft man meistens ein redliches Herz, Brudersinn und Unverfälschtheit. Deshalb wandere ich oft auf dem Lande und in den Städtchen am schönen See herum. Herzlich hat es mich gefreut, zu bemerken, daß die Handwerker und Bauern, unter denen ich viele Freunde besitze, sich jetzt weit mehr als früher um das öffentliche Leben bekümmern, daß sie unsere segensbringende Verfassung hochschätzen, was sie am besten durch Thätigkeit bei den Wahlen beweisen. Schreiten wir miteinander vorwärts auf dieser Bahn, die uns zu einem höhern, glücklichen Dasein führt. Ich habe jetzt gute Hoffnung; wer die badischen Bürger über Religion und Staat sprechen hört, muß gestehen, daß sie bereits viel darüber gedacht und gelesen haben.

Noch etwas! Ich vermüthe, es sei euch bekannt, daß das Dampfboot „der Kronprinz von Würtemberg“ auf dem See verunglückte. Ihr werdet getrauert haben, doch laßt euch mit dem Gedanken trösten, daß gewöhnlich,

wenn einer untergeht, wieder ein anderer kommt.

Behüte euch der Allerhöchste, der über Fürsten und Völker regiert, welcher will, daß wir uns lieben und folglich gerne wiedersehen. Mit deutschem Handschlag einer treuer Wanderer.

Das Christenthum.

Zeitgemäße Betrachtung.

Seit dem Augenblicke, da der Mensch erfuhr, daß er keinen Grashalm zu verfertigen vermöge, hat er ein höheres Wesen von großer Gewalt geahnt, das die stolzen Berge, die fruchtreichen Ebenen, die silbernen Gewässer erschaffen hat. Umgeben von den herrlichen Erzeugnissen der Natur, die jedem Bewohner der Erde zur Stärkung und zum Genusse dargebieten sind, hat der Mensch ferner gedacht: jenes mächtige Wesen muß zugleich ein liebevolles sein. Hieraus entsprang die Ehrfurcht vor dieser unsichtbaren Gewalt, die Dankbarkeit gegen dies hohe Wesen, das wir Gott nennen.

Jeder Mensch, der einfache Tagelöhner wie der tiefste Denker hat diese Einsicht, diese Ahnung, welche den Grund des Glaubens ausmachen. Das religiöse Gefühl kann wohl unterdrückt, aber nie ausgerottet werden.

Chriſtus begann, die Völker aufzuklären, war ihre Lebensweise roh und sinnlich, ihre Begriffe über Gott und die Bestimmung auf Erden waren sehr unrichtig und unklar. Der Stärkere mißhandelte und beraubte den Schwächeren, der Reiche machte den Armen zum Sklaven; Kraft, List und wilde Tapferkeit galten als die höchsten Tugenden. Der Heide warf sich in Angst und Schrecken auf die Erde, wenn der Donner über seinem Haupte rulte. Waren die Ernten schlecht, so glaubte er, den Zorn der Allmacht erregt zu haben; um sie zu besänftigen, opferte er. War das Glück ihm günstig, so schwelgte er ohne Mäßigung in Genüssen, woran sein Körper verreckte, sein Geist verdampfte. Es war eine Zeit der Rohheit, Unsittlichkeit und geistiger Blindheit.

Selbst die Griechen und Römer, welche an Bildung damals alle Völker überragten, sahen ihre Mitmenschen in anstößenden Ländern nur für Barbaren an, die nicht gleiche Rechte besaßen, die nur lebten, um unterjocht, gefangen

und als Sklaven behandelt zu werden. Die Juden waren in gleichem Hochmuth befangen und nannten sich „das auserwählte Volk.“ Die Kräfte des Einzelnen, wie der Völker, waren aufs Erobern, Rauben und Genießen gerichtet, man mußte nichts und wollte nichts wissen von gegenseitiger Liebe, von der Freiheit Aller, von gleichen Rechten, die Einer wie der Andere, ein Volk wie das Andere hat.

Als die Juden unter Roms Joch ihren Uebermuth bereuten, ward Christus geboren.

Tief ist die Weisheit, die in seiner Lehre enthalten ist; es gibt keine andere Weisheit, die wie die christliche, geeignet wäre, die Wohlfart und Zufriedenheit der Menschheit herbeizuführen. Wir erinnern wir an seine wichtigsten Sätze: „Liebe Gott über Alles und deinen Nächsten wie dich selbst.“ „Was du nicht willst, daß man dir thue, das thue auch Andern nicht.“

Durch das Gebot der Nächstenliebe forderte Christus die Menschen auf, sich als Brüder zu betrachten, und echte Brüder können einander nicht beleidigen, nicht berauben und bekriegen, sondern sie helfen sich durch gemeinschaftlichen Rath, durch fröhliche Arbeitsamkeit und liebevolle gegenseitige Unterstützung, wo und wann Noth und Gefahr vorhanden sind. Durch das Gebot der Liebe hören die Feindschaften zwischen einzelnen Menschen und Völkern auf. Streitigkeiten, welche allenfalls entstehen, lassen sich mit versöhnlichem Sinne und mit allseitiger Gerechtigkeit ausgleichen. Somit würde, wenn in den Kirchen allerwärts eine echt christliche Geistlichkeit lehrte, aller Krieg aufgehoben und mit ihm die so kostspieligen Heere, welche den Wohlstand der Nationen verschlingen. Es könnten ferner, wenn die christlichen Pflichten überall erfüllt würden, eine Menge Polizeidiener, Gerichtsbeamte, Strafankalten zum Segen der Völker erspart werden.

Wo das unverfälschte Christenthum gelehrt und geübt wird, da ist das Reich der Wohlfart, Freiheit und Gerechtigkeit.

Jesus Christus hat ferner tugendhaften Menschen die Fortdauer nach dem Tode verheißt. Auch dies war seither ein großer Beweggrund zur Ausübung der Bruderliebe und Gerechtigkeit, so wie darin der erhabendste Trost für den Armen, den Unglücklichen lag. Wer an die Auferstehung und an die einstige Verantwortlichkeit vor Gottes Richterstuhl glaubt, kann unmöglich seinen Mitmenschen bewußter-

weise ins Unglück stürzen oder hart beleidigen. Der Gedanke an Gott hält den Gläubigen von jeder schlechten That zurück und ermuntert ihn dagegen zur Wohlthätigkeit.

Den von Sorgen gedrückten Menschen gewährt jene große Verheißung Christi eine erhebende Beruhigung. Wer seinen Blick vertrauensvoll von der irdischen Arbeit erhebt zum Vater der Güte und Liebe, wer an das unvergängliche glückliche Fortleben in seiner Nähe denkt, der fühlt seine Brust erleichtert und unterwirft sich wieder muthig der Arbeit, die den Schweiß auf der Stirne perlen läßt. Und warum sollten denn wir Christen nicht an jene Verheißung unsers Erlösers glauben? Schon die Weisesten unter den Heiden behaupteten, daß der Geist nicht erlösche, daß es eine Belohnung der im Guten standhaften Menschen und eine Bestrafung der verhärteten Uebelthäter geben müsse. — Können wir annehmen, daß die erhabene Seele zugleich vernichtet sei, wenn ihr gebrechliches Werkzeug, der Körper, zusammenfällt? Nein, der Herr des Lebens, hat unsern Geist nicht mit so unendlichen Fähigkeiten begabt, damit er mit seiner Hülle nach so kurzer Zeit ins Nichts versinke. Würde nicht der gefühlvolle Mensch oft verzweifeln, wenn sein theuerstes Wesen durch den Tod von seinem Herzen gerissen wird und die Hoffnung auf ein freudiges Wiedersehen ihn nicht aufrecht hielte?

Seht den Mann am Sterbebette seiner Frau, die viele Jahre hindurch Freude und Leid mit ihm getheilt hat, die ihm in seiner Betrübniß stets neuen Muth einflößte, die in seiner Krankheit liebevoll ihn pflegte, deren Brust so lange warm und treu an der seinigen schlug, seht, wie tief, wie schmerzlich der arme Mann die schreckliche Nothwendigkeit empfindet, dieser so theueren Gefährtin des Lebens das Auge zudrücken zu müssen. Und sie sollte ewig für ihn verloren sein? Nein, Christus sagt ihm: Du wirst sie wiederfinden und sein Vertrauen auf den Gott der Liebe bestätigt es.

Hoch sei sie daher geehrt, die christliche Religion mit ihren Lehren der Weisheit, Eintracht und geistiger Erhebung, mit ihren trostvollen Verheißungen; aber jedes Volk fordere mit festem Sinne, daß sie ihm von würdigen Priestern, von echten Jüngern Jesu mit Bescheidenheit, Klarheit und Aufrichtigkeit vorgetragen werde.

Hans Pfriem.

Hans Pfriem, der Fuhrmann, hatte die böse Gewohnheit an sich, daß er alles an andern beschnardhte, und daß ihm Niemand etwas recht machen konnte. Wenn er die StraÙe fuhr und ein Wagen ihm begegnete, so blieb er jederzeit stehen, und musterte die Pferde, das Fuhrwerk den Mann, und hatte immer was auszusagen; bald waren ihm die Pferde zu kurz angespannt, bald schien ihm der Wagen nicht gut geladen zu sein; und schüttelte dabei den Kopf oder sagte es laut, so daß der Andere den Tadel wohl merken oder hören konnte. So machte er's in allen Sachen, auch in denen, die nicht zu seinem Gewerbe gehörten; und die Wirthschaftsleute, bei denen er einkehrte, hatten ihre Noth mit ihm, und sagten oft: Dem Hans Pfriem kann es kein Engel im Himmel recht machen.

Einstmals träumte ihn, er sei gestorben. Er kam vor die Himmelsthür, und St. Peter ließ ihn hinein, jedoch mit der Verwarnung, daß er zu allem stillschweigen und ja nichts beschnardhen und tadeln sollte, was er auch sehen möge. Hans Pfriem versprach's. Wie er nun im Himmel sich befand unter den lieben Engeln und umher schaute, da sah er zwei Engel vorbeiziehen, welche einen Balken in der Quere trugen, daß sie allenthalben damit anstießen. Hans Pfriem war schon Willens zu tadeln; doch besann er sich noch und dachte: Wenn man nur durchkommt, so ist's zuletzt gleichviel, ob man den Balken so oder so trägt. — Nach einer Weile, als er wieder aufschaute, bemerkte er zwei Engel, welche aus einem Brunen Wasser schöpften in ein durchlöcheretes Faß. Hans Pfriem dachte bei sich, der Warnung eingedenk: Hm! Wer eben nichts Besseres zu schaffen hat, der mag so etwas auch thun, wenn's ihm MäÙr macht. — Bald darauf, als er sich umsah, gewahrte er einen Wagen, der in einem tiefen Loche stecken geblieben war; und es kam ein Engel herbei, und spannte zwei Pferde vorn und zwei hinten an. Da das Hans Pfriem sah, kam er ganz außer sich und, weil's seine Profession war, rief er aus Leibeskräften: Taps, was machst du da Dummes! Und damit wollte er den Engel zurecht weisen. Es hat ihn aber schon ein Anderer beim Kragen gepackt, der ihn zur Himmelsthür hinausstieß. Unter der Thüre blickte Hans Pfriem noch Matsz hinein, um zu sehen, was aus dem Wagen geworden wäre. Und siehe da! der Wagen gieng in die Höhe,

von den vier geflügelten Pferden getragen. — Hiemit erwachte Hans Pfriem. — Und nun, was glaubt ihr, liebe Leser, was zu lernen sei aus der Geschichte von Hans Pfriem?

Denkschrift eines Handwerksmannes an seinen Sohn, der in die Fremde wanderte.

Mein Sohn! Handwerk, sag's Sprichwort, hat güldenen Boden. Gott hat mir meine Arbeit gesegnet, mit nichts fing ich an und habe jezt Vermögen und Ansehen. Aber ich verstand auch mein Handwerk. Bei vielen Handwerksleuten hier zu Lande fehlt die Lust, der Trieb und das Geschick, ihr Handwerk zu vervollkommen. So was muß man in der Fremde suchen und lernen. — Um mit Nutzen zu reisen, muß du unterwegs nichts sehen, was du nicht recht genau betrachten kannst. Du mußt von Allem erfahren: wozu ist dies da? und wie ist das gemacht? Wer anders reist, der ist nur im Schlaf durch die Welt gelaufen, und hat draußen grüne Bäume, weiße Häuser und zweibeinigte Menschen gesehen, was er daheim auch findet. — So wie man oft aus den Gesichtszügen eines Menschen auf seine gute oder schlechte Gemüthsart und seine besondere Denkart schließen kann: so haben auch manche Städte und Länder schon gewisse äußere Züge, woraus sich das Weitere muthmaßen läßt. Und das sind nun die eigentlichen Wahrzeichen, die jeder reisende Handwerksbursch überall beobachten soll. Denn sie helfen ihm auf die Spur von dem, was er in dem Lande oder in der Stadt zu finden hat, wohin er gekommen. — Findest du viel Wirthshäuser in einem Dorfe, so verlaß dich darauf, du findest darin wenig Sparsamkeit, zwar viele lustige Gesellen, aber wenig häusliches Glück. Wo du den Bauern nicht schon mit Sonnenaufgang bei der Feldarbeit begegnest, da sitzen gewiß Viele des Abends im Wirthshause beisammen, lange nach Sonnenuntergang. — Kommst du in eine Stadt, wo die Wirthshäuser auf den Straßen liegen, so zähle nicht auf Arbeit bei einem Meister, denn die Bürger dort sind nur Bauern in städtischer Tracht. Wirthshäuser in größeren Städten beweisen, daß die Polizei ihre Brille nicht sauber abgewischt hat. Fahren am Tage prächtige Kutschen durch die Stadt, Abends aber fehlt die Beleuchtung

der Straßen durch Laternen: so gleicht die Stadt einer gern schön thnenden Dirne, die unter seidnen Kleidern ein zerrissenes Hemd trägt. — Wo man keine Gesetze hat, bist du vogelfrei; da verlaß dich im Nothfall auf deine Faust. Wo man zu viel Gesetze hat, und du bei jedem Schritt auf eine Verordnung stößest, bist du ein Sclav; Polizeidiener und Advocaten passen dir aus allen Fenstern auf. Da verlaß dich auf nichts. — Eine Stadt, da Gras auf den Gassen wächst, ein Land, wo die Landstraßen elend sind, da fehlt Handel und Wandel, und du findest für die Arbeit keinen Meister. Gehe still vorüber. — Siehst du in einer Stadt viele bleiche, schwind- und lungenfüchtige Mädchen, so weißt du auch, daß es dort nicht an Tanzsälen fehlt. — Wo die Alten daheim arbeiten und die jungen Herren in den Wochentagen viele Lustpartien machen, kannst du Banfrotte prophezeihen. — Willst du ein stilles glückliches Land bewohnen, so suche dasjenige auf, von dem die Zeitungen am wenigsten melden. — Wo die Bauern grob sind und die Hand nicht zum Hut, und den Deckel nicht vom Kopf bringen können, da hat der Dchs an der Krippe besser seine Schuldigkeit gethan, als der Meister in der Schule. Wo aber die Bauern unterthänig die Hände küssen und sich vor einem Vornehmen demüthig in den Staub bücken, da halte dich nicht lange auf; da hauset in der Gegend ein böser Geist, irgend ein tyrannischer Dorfkaiser. Fällst du diesem nicht in die Klauen, so werden dich jene Sclaven prellen. — Hast nicht nöthig um die Ringmauern einer Stadt zu gehen, um zu erfahren, ob sie groß oder klein sei; auch nicht nöthig deswegen auf einen Thurm zu steigen. Sieh nur zum Fenster hinaus auf die Gassen, ob sich die Leute emsig grüßen. Je mehr vom Grüßen abgegriffene Hüte, je kleiner die Stadt. Wo du keine Nummern an den Häusern siehst, da hat die Polizei noch nie hineingesehen, oder da waren noch keine Franzosen. Kommst du in ein Land oder Ländchen, wo die Landstraßen mit Obstbäumen bepflanzt, alle Felder wohl bebaut sind; wo der Fremde freundlich begrüßt wird, die Bettler nicht an allen Kreuzwegen liegen; wo nicht jedes Städtlein einen eigenen Galgen hat, wo Schulen und Krankenhäuser die schönsten Gebäude haben — da, mein Sohn, ruhe aus, du bist in einem Lande, wo rechtliche Leute wohnen, die den Kopf am gehörigen Orte haben. — Verlaß dich darauf,

wo gebrechliche Hütten um einen prächtigen Pallast liegen, ist die Armuth zu Hause und der Hunger Regent, während Einer selig ist und Hundert weinen. Schlag ein Kreuz und geh' vorüber. — Wo man viel Gast- und Trinkmähler in einer Stadt hält, und Essen und Trinken das Ende von jedem Liebe ist, und kein Winterabend ohne Kartenspiel verlebt werden kann: da sind die Köpfe Knechte, und der Magen und die Gurgel sind Hausherrn; da ist eine Köchin mehr werth als ein vernünftiger Mann, und ein Spiel Karten wichtiger als das beste Buch. — Alles hängt in den Ländern, worin man lebt, von den Dbrigkeiten ab. Sind sie im Kleinlichen groß, so kannst du fest darauf rechnen, sie sind in großen Dingen klein. — Ich habe dir jetzt genug gesagt. Nicht daß ich dir Alles gesagt hätte. Aber du kennst nun ungefähr deinen Maßstab, und worauf du vorzüglich zu achten hast, die rechten Wahrzeichen. Folge meinem Rath. Frage viel, wohin du kommst, antworte sehr kurz, stelle dich unwissender, als du bist, und man wird dich überall gern unterrichten. Sei auf der ganzen Reise fleißig, sparsam, fromm — mißbegierig, bescheiden, verschwiegen — muthig, still und beharrlich. So wirst du einst heimkommen zu deinen Eltern, als ein ganzer Mann, besser, klüger, reicher.

Der alte Jürgen.

Hätten wir nicht mehr Abgaben zu bezahlen, als die, welche die Dbrigkeit uns auflegt, so könnten wir leicht damit fertig werden, sagt der alte Jürgen, aber wir haben noch ganz andere, die die Meisten von uns noch weit mehr drücken. Unsere Faulheit macht unsere Abgaben doppelt, unsere Eitelkeit macht sie dreifach, und unsere Thorheit vierfach. Von diesen Abgaben befreit uns keiner, keiner verschafft uns Nachlaß, als wir selbst, und Gott hilft denen, die sich selber helfen, sagt der alte Jürgen.

Du wünschest und hoffest bessere Zeiten; strenge dich an, so werden die Zeiten besser. Fleiß hat nicht nöthig zu wünschen, und wer sich mit Hoffnung speiset, der stirbt vor Hunger. Es gibt keinen Vortheil ohne Mühe. Fleiß bezahlt die Schulden, aber Muthlosigkeit vermehrt sie. Arbeitsamkeit ist des Glückes Mutter.

Aber man muß nicht bloß durch Arbeitsamkeit zu gewinnen, man muß auch zu sparen wissen. Wer das nicht kann, der mag die Nase zeitlebens auf dem Mühlstein haben, er wird doch keine Habergrüze finden. Ist die Küche fett gewesen, so wird die Verlassenschaft mager sein. Viel Geld ist hier wie gewonnen, so zerronnen, seitdem die Landleute, Männer und Weiber sich in Sammet und Seide kleiden, und die Krämer reich machen.

Sammt und Seide ist nichts werth,
Löscht das Feuer auf dem Heerd,

sagt der alte Jürgen.

Kaufe nur, was du nicht nöthig hast, so wirst du bald verkaufen müssen, was du nicht entbehren kannst. Stolz und Eitelkeit frühstücken mit dem Ueberfluß, speisen zu Mittag mit der Armuth und essen des Abends mit der Schande, sagt der alte Jürgen. Wenn man kauft, denkt man wenig an die Bezahlung. Aber die Gläubiger haben ein besseres Gedächtniß als die Schuldner. Die Gläubiger passen genau auf Termin und Verfalltag. Der Zahlungstag bricht an, ehe ihr noch aufgewacht seid, und die Schuldforderung ist da, ehe ihr zur Befriedigung Anstalt gemacht hattet. Die Pfandung brängt und ihr müßt doppelt bezahlen, was ihr einfach erhieltet und hattet nichts davon.

Erfahrung ist eine theure Schule; es ist aber die einzige, worin Narren etwas lernen. Denn einen guten Rath kann man wohl geben, aber eine gute Ausführung kann man nicht geben. Wer sich also nicht rathen läßt, dem ist auch nicht zu helfen, sagt der alte Jürgen; und was der alte Jürgen sagt, das mag ein Jeder wohl aufschreiben, in die Bibel legen, oder an die Thüre kleben — und befolgen.

Der Dauer, als sein Prozeß zu Ende war.

Weh dem, der täglich seinen Sinn,
Auf Zank und Streifen hat!
Gottlob, daß ich zu Ende bin!
Adieu Herr Advocat!

Und wenn er noch so ehrlich ist,
Wie sie nicht alle sind,
Fahr ich doch lieber meinen Mist
In Regen und in Wind.

Denn davon wächst die Saat heran,
Ohn' Hülfe des Gerichts;
Bel mir wird Nichts zu Etwas dann,
Bel ihm aus Etwas Nichts.

Gottlob, daß ich am Ende bin!
Adieu Herr Advocat!
Und fahr' ich wieder zu ihm hin,
So breche mir das Rad.

Man kann sich ändern.

(Mit einer Abbildung.)

Wer den Refruten da ansieht, der wird vielleicht meinen: aus dem wird im Leben nichts, und doch möchte man sich irren. In diesem durch mütterliche Affenliebe verhätschelten Burschen, der, wenn er in die Welt muß, von der heimischen Speckammer mitnimmt, so viel er zu schleppen vermag, der wahrscheinlich bedauert, daß er's Plätzchen hinter dem Ofen nicht mitnehmen kann, dem die Furcht vor einem Regenschauer unter dem Arme vorguckt, ist freilich nichts Kräftiges zu vermuthen. Was aber die thörige Mutter unterdrückt, kann erwachen: das Ehrgefühl, und damit wäre viel gewonnen, sollt' es auch noch nicht einmal das rechte oder gar das so überaus reizbare Ehrgefühl sein, wie es uns Clemens Brentano in seiner meisterhaft erzählten „Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl“ schildert.

Der Bursch, den wir im Bilde vor uns haben und dem der Korporal da die erste Hinweisung gibt: worüber er sich zu schämen habe, heißt Wechlin, und war sechs Jahre dienstpflichtig als Husar in — nun, das Land thut nichts zur Sache! In Garnisonsort — will man's deutsch sagen: im Standort — angekommen, konnt' er sich nirgends vor Neckereien über sein t äppisches und jammervolles Benehmen, über die Verwahrlosung aller Männlichkeit schützen, und wenn er sich beklagte, wurde er ausgelacht obendrein und empfing manche bittere Lehre über das Sprichwort: „Muth ist ein tücht'ger Stab, wehrt Sorg' und Borwiz ab!“ Das nahm sich endlich Wechlin zu Herzen und als die Gewohnheit, ihn zu necken, sich einst wieder breit machte, wurde er wild und schlug so drunter, daß es blutige Rypse gab, und da er sogar den Säbel gezogen hatte, Bestrafung erfolgte. Von der Zeit an war er

wie umgetauscht; es mußten ihm nun nachdrückliche Lehren gegeben werden über ein anderes Sprichwort: „Blinder Muth thut selten gut!“ — denn er, der an Kräftigkeit und Gewandtheit sich allmählig hervorthat, nahm jede Miene, die ihm nicht gefiel, übel, und sein Säbel saß ihm immer loser in der Scheide. Da erhielt die Schwadron einen neuen Rittmeister, der sich höchlich wunderte, daß er über den Wechlin, der jetzt im Dienst stets achtsam und als wahres Muster sich zeigte, anderweitig so viel Klagen vernahm und Strafen über ihn verhängen mußte. Der Rittmeister war ein unsichtiger Mann, der wohl erkannte, daß Eines und Dasselbe nicht immer auch dieselbe Wirkung habe. Als nun der ganz verwandelte Wechlin wieder und in strenger gewordener Haft war, fragte Jener den Wachmeister: „Ist's Ehrgefühl, was den Wechlin antreibt?“ und erhielt die Antwort: „Sonst hat er davon wenig oder nichts spüren lassen, seit seinen ersten Händeln scheint's aber doch so!“ — „Wollens untersuchen!“ entschied der Rittmeister. Nachdem Wechlin wieder einmal seine Haft überstanden hatte, ließ ihn der Rittmeister zu sich kommen, hielt es ihm mit Ernst und Wohlmeinen vor, daß, wenn er immer von Neuem gleiche Schuld auf sich lade, die Bestrafung an Strenge zunehmen müsse, und schloß damit, ihm anzukündigen: er habe, wenn er abermals seinen Säbel so pflichtwidrig brauche, die herbste und schwachvollste Züchtigung zu erwarten. Wechlin wurde davon sichtlich ergriffen, versprach zu thun, was in seinen Kräften stehe, setzte indeß hinzu: „Herr Rittmeister, mein Wille ist der beste, wenn's aber Neckereien gibt, dann ist etwas in mir stärker als ich und ich bin fortgerissen, ich weiß nicht wie!“ — „Nun, Wechlin, es bleibt dabei: Du zähmst Dich, oder ich werde Dich zähmen! Viel lieber ist's mir aber, wenn die Hilfe aus Dir selber kommt, da wird's für uns Beide nicht so empfindlich!“ so sprach der Rittmeister und nach wiederholter Warnung wurde Wechlin entlassen.

Es waren indeß nur wenige Wochen seitdem vergangen, da hatte Wechlin um geringer Ursach einen Bürger verwundet. Als nun am nächsten Morgen die Schwadron sich aufgestellt hatte, ließ der Rittmeister unsern Wechlin aus dem Gliede reiten, abfizen und vortreten. „Du hast meine Warnung vergessen“, sagte er mit strengem Tone und drohender Miene; „ich

sehe aus dem neuen Unfug, den Du begangen, daß Du mit der Waffe, die eine Zierde des braven Soldaten ist, nicht umzugehen weißt; deshalb wird Dir bis auf Weiteres Dein Säbel abgenommen.“ Auf einen Wink des Rittmeisters übergab er seinen Säbel dem Wachmeister. „Damit Du aber an den Exercir-Übungen Theil nehmen kannst, auch sonst den Dienst nicht zu versäumen brauchst, wirst Du von jetzt an einen andern Säbel tragen, der friedliche Bürger nicht der Gefahr aussetzt, von Dir mißhandelt zu werden!“ fuhr der Rittmeister fort, und der Wachmeister mußte ihm einen hölzernen Säbel umschnallen, der zu diesem Zweck eigens angefertigt worden war. — Als dies geschah, erblickte Wechlin, ein heftiges Zittern überflog seinen ganzen Körper. Aber er biß die Zähne auf einander, bezwang sich mit Gewalt, und bestieg mit scheinbarer Ruhe sein Pferd, als der Rittmeister ihm befahl, in das Glied zurückzureiten. Jener bestieg nun auch sein Pferd, kommandirte: „Gewehr auf!“ und mit blankem Säbel zog die Schwadron, unter dem Schmettern der Trompeten, nach dem Exercirplaz hinaus. Ein ganzer Schwarm von Gassenjungen folgte, und höhrend zeigten sie auf Wechlin, der mit seinem hölzernen Säbel auf dem Flügel eines Zuges ritt.

Als die Schwadron von dem Exerciren zurückkam, mußte Wechlin zuerst den Posten vor der Kaserne beziehen, und hier ging es ihm noch schlimmer, indem er von Alt und Jung, namentlich aber von Weibern und Daben, wegen seines hölzernen Säbels verhöhnt und verspottet wurde. In furchtbarstem Kampfe mit sich selber hielt er dies aus, kaum aber von dem Posten abgelöst, bat er den wachhabenden Unterofficier flehentlich, zum Rittmeister gehen zu dürfen. Der hatte dies vorausgesehen und erwartete ihn. Kaum trat Wechlin ein, als er sich dem Rittmeister zu Füßen warf und rief: „Um Gottes Willen, Herr Rittmeister, nehmen Sie mir den hölzernen Säbel ab, oder es bleibt mir nichts übrig, als mich todt zu schießen!“

„Wenn ich Dir Deinen Säbel zurückgebe, wirst Du ihn dann auch nicht wieder in Häudeln mißbrauchen?“

„Nie, gewiß nie, das schwöre ich Ihnen bei der Ehre eines braven Soldaten!“ brütheuerte Wechlin..